

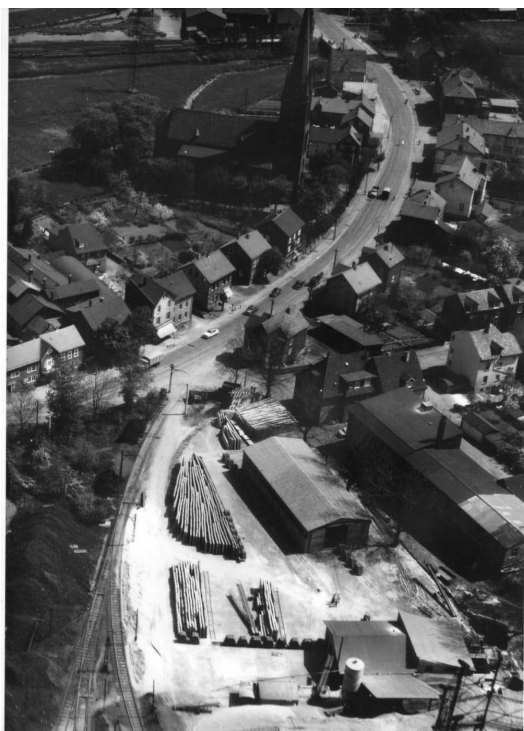
Mangel nach dem Krieg

Schlange stehen und Streuselkuchen

Wenn ich heutzutage jungen Menschen erzähle, unter welchen Umständen die Kriegsgeneration in den Jahren 1945 bis 1948 leben musste, dann ist die Reaktion meistens verständnisloses Kopfschütteln, mitunter ein bedauerndes, leicht verlegenes Lächeln; sie fragen mich: „Übertreibst Du da nicht?“

Weshalb sollte ich eigentlich übertreiben, war doch die Wirklichkeit schlimmer, als wir sie heute aus der Erinnerung darstellen können. Wohlgemerkt, ich habe Gott sei Dank keine so ganz furchtbaren Erinnerungen, wie an Flucht und Vertreibung, an Kriegstod oder dauerhafte Verwundung eines nahen Angehörigen. Trotzdem sind auch diese Gedanken es wert, noch einmal festgehalten zu werden. Ich habe sie bereits in meinem Buch „Schneppekudde“ im Jahre 2010 veröffentlicht. Trotzdem möchte ich sie hier wiederholen, da sie so gut in diesen Rahmen passen.

Da war zunächst die Wohnungsnot. Wegen der vielen zerbombten und zerschossenen Häuser und aufgrund der vielen Flüchtlinge aus dem Osten war es notwendig, dass viel



Blick auf den Schneppenkauten („Schneppekudde“) in der Nachkriegszeit

zu viele Menschen auf viel zu wenig Wohnraum eng zusammenleben mussten, natürlich mit all den Problemen, die dann entstehen, wenn es dem Einzelnen zu eng wird.

In dem Haus unmittelbar neben der St. Joseph-Kirche mit drei Wohnungen und insgesamt knapp 300 Quadratmetern Wohnfläche leben heute zwei Familien mit jeweils zwei Kindern und ein älteres Ehepaar, also zehn Personen. Damals waren in dem gleichen Haus auf gleicher Grundfläche 20 (kurzfristig sogar 23) Personen untergebracht; die einzige Toilette – ein Plumpsklo – war in einem Schuppen angebaut; die Waschküche diente am Wochenende auch als Badezimmer, im Vergleich zu heutigen Wohnverhältnissen kaum vorstellbar.

Bekleidung und Schuhwerk unterlagen keinem Modediktat; man zog das an, was noch da war; Vaters abgetragener Anzug wurde durch Wenden wieder zum „Sonntagsanzug“, Mutters Kostüm konnte nach dem Umarbeiten wieder zu feierlichen Anlässen getragen werden. Da meine Mutter recht geschickt war im Umgang mit der Nähmaschine und mit Nadel und Faden, trafen sich bei uns oft Verwandte und Bekannte, um ihre Kleidung wieder tragbar zu machen. Gestricktes wurde aufgezo-gen und zusammen mit anderen Wollresten zu neuen, fantasievollen Westen oder Pullis verarbeitet. Die Farben der Bekleidung waren aufgrund des häufigen Waschens und Bleichens kaum noch definierbar. Schuhsohlen wurden genagelt, so konnten die Schuhe über mehrere Kinderjahrgänge getragen werden. An all diesen Äußerlichkeiten störte sich niemand, da alle gleichermaßen betroffen waren und ähnlich gemustert herum-liefen.

Nahrungsmittel waren absolute Mangelware und über Lebensmittelkarten rationiert. Lange Schlangen wartender Menschen vor den Läden waren an der Tagesordnung. Kartoffeln und Gemüse aus dem eigenen Anbau beherrschten den Speiseplan, jeder Quadrat-zentimeter des Gartens wurde für Salat, Spinat, Melde, Kohl usw. genutzt.

Brot aus Mais mit einem äußerst seltsamen Geschmack lag schwer im Magen und konnte nicht richtig sättigen. Wurst und Käse wurde nach höchstens vier bis sechs Sorten unterschieden. Hinter fast jedem Haus stand ein Kaninchenstall, und Hühner



Der fünfjährige Martin Gummersbach mit seinem Vater in den 1940ern

gehörten zum normalen Alltag. Im Frühjahr lieferten die Blätter des Sauerampfers und des jungen Löwenzahns köstliche Salate, die frischen Blätter und die dünnen Stiele der Brennnessel – nach Omas Rezept angerichtet – galten als Delikatesse. Im Herbst wurde aus Bucheckern Öl gepresst; das Obst reichte mindestens bis Weihnachten. Wer darüber hinaus noch Verwandtschaft oder Freunde „auf dem Land“ hatte, der konnte seine Speisekarte schon einmal mit einem ordentlichen Schweinebraten, hausgemachter Wurst oder anderen Köstlichkeiten aufbessern: Auf Tauschmärkten wurde so ziemlich alles angeboten, was man sich auch nur vorstellen konnte.

So etwas wirkt ein Leben lang nach

In unmittelbarer Nachbarschaft meines Elternhauses, im Schatten der Pfarrkirche St. Joseph in Weidenau, war ein Lebensmittelgeschäft, eine Filiale des Rheika (Rheinisches Kaufhaus). Rheika war einer der ersten Filialbetriebe nach dem Krieg. Meine Mutter war mit der Filialleiterin befreundet; dadurch bekam sie so manchen Tipp, wenn es mal Besonderheiten gab, zum Beispiel Obst in größeren Mengen, Fleisch- und Wurstwaren, Schokolade, Salzheringe (!), aber auch ganz normale Lebensmittel, da ja alles rationiert war. Wenn die Lieferung für 14 Uhr angesagt war, dann schickte meine Mutter mich etwa eine Stunde vorher zum Laden, damit ich in der Schlange der Käufer möglichst weit vorne platziert war. Von unserem Flurfenster aus konnte sie beobachten, wann die Lieferung erfolgte. Dann kam sie schnellen Fußes zum Laden, um mich an der zweiten, dritten oder vierten Stelle der Schlange abzulösen; damit hatte sie die Sicherheit, von der rationierten Ware noch etwas zu bekommen. Jeder kann sich sicher vorstellen, wie schlimm es für einen siebenjährigen, lebhaften, aktiven Knaben sein muss, über eine Stunde lang ruhig in einer Schlange zu stehen. Auch heute kommt es immer



Martin Gummersbach in den 1940ern



In diesem Haus an der heutigen Weidenauer Straße befand sich die Rheika-Filiale.

wieder vor, dass ich in einer Schlange abwarten muss, bis ich an der Reihe bin – meistens jedoch an der Kasse eines Supermarktes, um zu bezahlen. Damals mussten wir anstehen, um etwas zu bekommen; heute stehen wir an, um etwas los zu werden – unser Geld nämlich. Die beiden Begriffe Ladenhüter und Schlangenphobie haben im Laufe meines Lebens für mich eine völlig andere Bedeutung bekommen als es landläufig der Fall ist, und Schlangen vermeide ich noch heute, wenn immer es möglich ist.

Der Streuselkuchen

Es war etwa im Spätsommer 1946. Unsere Nachbarin stammte aus dem benachbarten Hessenland; ihr Bruder betrieb dort einen relativ großen Bauernhof. In regelmäßigen Abständen besuchte sie ihren Bruder, um sich „an der Basis“ mit Lebenswichtigem zu versorgen. Dazu gehörten in erster Linie Fleisch- und Wurstwaren, Eier, Butter und andere Fettsorten. Nach einem solchen „Hamster-Besuch“ hatte sie alle Zutaten für einen RICHTIGEN Streuselkuchen mitgebracht; sie bereitete den Teig mit den Streuseln auf einem Kuchenblech vor und brachte das Blech zum benachbarten Bäckermeister Vetter, um den Kuchen dort backen zu lassen. Das war damals die übliche Art und Weise,



Die ehemalige Bäckerei und Gaststätte Vetter an der Weidenauer Straße in Weidenau.

zum Wochenende oder zu festlichen Anlässen Kuchen anbieten zu können. Die Einrichtungen der eigenen Küche reichten wohl nicht aus, um den Kuchen fachmännisch zu backen. Der Bäcker schob dann im Nachlauf zu seinem eigenen Backwerk die Kuchen aus der Nachbarschaft „mit der letzten Hitze“ in den Ofen. Das war damals an jedem Wochenende üblich. Da stand dann oft am Samstagmittag ein buntes Allerlei an Kuchen zur Abholung bereit.

Es war natürlich selbstverständlich, dass die Nachbarin uns ein großes Stück ihres Streuselkuchens brachte; es reichte zum Sattessen sowohl am Samstagnachmittag als auch am Sonntagmorgen. Nach diesem so außergewöhnlich opulenten Frühstück besuchten wir den Sonntags-Gottesdienst. Als Sechsjähriger saß ich natürlich noch neben meiner Mutter. Ausgerechnet beim Höhepunkt der Messe, bei der Wandlung nämlich, musste ich meiner Mutter meine neuesten Erkenntnisse und Pläne kundtun. Während alle Kirchenbesucher in andächtiger Stille beteten, habe ich meiner Mutter laut und sehr deutlich – für die unmittelbare Nachbarschaft verständlich – meine so wichtige Entscheidung zugerufen: „Mama, wenn ich mal groß bin, dann will ich Bäcker werden: Dann kann ich den Leuten immer den Streuselkuchen wegessen.“

Meine Eltern haben mir diese Geschichte in späteren Jahren erzählt; bei so manchem Familienfest sorgte sie immer wieder zunächst für Spaß und Gelächter, danach aber auch sehr schnell für nachdenkliches Erinnern – insbesondere dann, wenn der Tisch besonders reichlich gedeckt war.



Das Kircheninnere von St. Joseph

Nur trockenes Brot

Im Frühsommer 1947 kam ich gegen Abend nach langem Spielen mit meinen Freunden ausgehungert nach Hause. Meine Mutter war vom Besuch einer Verwandten noch nicht zurückgekehrt. Die Enttäuschung darüber war fast so groß wie mein Hunger. „Hilf` dir



St. Joseph und Wohnhaus der Familie
Gummersbach

selbst“, dachte ich und begann mit der Suche nach Essbarem. Trotz intensiver Prüfung aller Schrankfächer und Vorratsbehälter fand ich im Brotkorb nur einen halben Laib Brot. Ungeübt mit dem Gebrauch des Brotmessers „säbelte“ ich mir drei „Schnitten“ ab und verputzte diese restlos mit großem Appetit. Kurz darauf kehrte meine Mutter zurück; sie hatte auch noch ein Stück Wurst für das Abendessen mitgebracht. Als sie zur Vorbereitung der Mahlzeit das Brotfach des Küchenschrankes öffnete, bemerkte sie das leicht lädierte Brot und fragte mich natürlich, was ich da wohl angestellt habe, und ob ich denn „nur das trockene Brot“ gegessen habe. Ich habe ihr daraufhin mit dem Brustton der Überzeugung gesagt: „Mama, wenn mer (man) richtig Hunger hat, dann schmeckt auch trocken Brot!!!“

Diese Erkenntnis habe ich nicht im Kopf behalten; sie wurde mir in späteren Jahren von meinen Eltern erzählt, in einer Zeit (50er Jahre), in der schon wieder alles vorhanden war, in der der Mangel behoben war, in der zum Abendbrot wieder drei bis vier Sorten Wurst, mehrere Käsearten und andere Köstlichkeiten aufgetischt wurden. Ich habe damals erst mit dem Erwachsenwerden den tieferen Sinn meiner kindlichen Erkenntnis verstanden und bekomme heute noch „eine Gänsehaut“, wenn ich die Geschichte zum Besten gebe.

Martin Gummersbach, erschienen in seinem Buch „Schneppekudde“ von 2010



Blick auf den Schneppenkaute in den 1960er Jahren